



Du liegst mir am Herzen
LWL Fachtagung Soest, 13. November 2013

Herzlich willkommen zum Forum:

Wie Kooperationen gelingen können

Am Beispiel der Kooperation zwischen
Drogenhilfe, Jugendhilfe und Kliniken in Essen



- Gelingende Kooperation berauscht!
- Kooperation ist eine erfolgreichere Strategie als Nicht-Kooperation!
- Bedienungsanleitung und Erfolgsfaktoren für gelingende Kooperationen...
- „Abgucken“ und „Nachmachen“!



Martina Tödte

- Dipl. Sozialpädagogin
- Mitarbeiterin der Landeskoordinierungsstelle Frauen und Sucht NRW, BELLA DONNA
- Geschäftsführerin des Verein zur Hilfe suchtmittelabhängiger Frauen Essen e.V.
- Träger der Drogenberatungsstelle für Mädchen und Frauen, BELLA DONNA mit u.a. dem Arbeitsbereich der
- Ambulanten flexiblen Hilfen für suchtbelastete Familien in Kooperation mit dem Jugendamt der Stadt Essen



Martina Tödte

- Durchführung des Modellprojektes „Ambulante Hilfen für drogenabhängige schwangere Frauen, Mütter und Kinder, VIOLA“ von 1997-2001
- In diesem Rahmen: Entwicklung der in Deutschland ersten Kooperationsvereinbarung zwischen der Drogenhilfe, der Jugendhilfe und der medizinischen Versorgung; Veröffentlichung im Jahr 2000
- Seitdem wird in Essen mit dieser –inzwischen mehrfach überarbeiteten bzw. angepassten– Vereinbarung gearbeitet



Kooperation =

gemeinsam vereinbartes Handeln,

zu dem alle, die beteiligt sind, bereit sein müssen.



Gelingende Kooperation berauscht!

Neurowissenschaften

liefern interessante Hinweise über Zusammenhänge zwischen
Vorgängen in unserem Gehirn

und

unserem Handeln, unseren Haltungen, unseren Erwartungen und
Vorstellungen



Neurobiologie:

- zwischenmenschliche Erfahrungen führen zu Netzwerken in unserem Gehirn;
- die Netzwerke verständigen sich miteinander über kleine Kontaktstellen an den Nervenzellen (Synapsen), indem sie miteinander Botenstoffe (Neurotransmitter) austauschen;
- ein Austausch findet immer dann statt, wenn Nervenzellen eines der bestehenden Netzwerke aktiv werden.



Gelingen zwischenmenschliche Beziehungen, werden unterschiedliche Botenstoffe vom Gehirn ausgeschüttet:

z.B. **Dopamin**, das „Glückshormon“, erzeugt ein Gefühl des Wohlbefindens, fördert Motivation und Lernfähigkeit; verstärkt die Empfindungen von Glück, Freude und Zuversicht.

Die Ausschüttung von Dopamin führt zur Ausschüttung weiterer Botenstoffe – dazu gehören Stoffe, die

- eine stressreduzierende und angstlösende Wirkung haben und
- einen positiven Einfluss auf das Vertrauen in soziale Situationen.



Aus neurobiologischer Sicht lässt sich also zusammenfassen,

- **dass gelingende Kooperation dazu führt, dass wir uns gut fühlen;**
- **dass wir auf soziale Resonanz und Kooperation angelegte Wesen sind;**
- **dass der Kern aller menschlichen Motivation darin besteht, Anerkennung, Wertschätzung, Zuwendung oder Zuneigung zu finden und zu geben!***

*Bauer, J., Prinzip Menschlichkeit, 2008



Einschränkung:

Netzwerke im Gehirn werden auch durch unsere Erfahrungen mit Gewalt, Trauma und unsicheren Bindungsstilen geprägt.

Der emotionale Kontakt zwischen Mutter und Neugeborenem hinterlässt „Gedächtnisspuren“ im Gehirn.

Bindungsstörungen liegen bei einem Großteil der drogenabhängigen Mütter vor.



Faktoren in der Biografie von Menschen können kooperatives Verhalten erschweren.

Wir alle haben aufgrund unserer Biografie ein persönliches „Menschenbild“,

- aufgrund der Erfahrungen, die wir mit anderen Menschen –und uns selbst- gemacht haben;
- aufgrund der Erfahrungen, wie uns andere gesehen haben oder sehen, und
- wie wir uns und andere gerne sehen wollen.



Unsere persönlichen Menschenbilder
beeinflussen und lenken unser Fühlen und
Handeln in Bezug auf andere Menschen.



Kooperation bedeutet auch, die Lebenserfahrung und die Menschenbilder der Menschen zu sehen, mit denen wir arbeiten – und unsere ganz persönlichen.

Kooperation ist auch ein selbstreflexiver Prozess.



Spieltheorie:

”Die Spieltheorie ist eine mathematische Theorie von Konflikt und Kooperation.“ *

U.a. wurden Entscheidungssituationen analysiert, in denen der Erfolg der/des Einzelnen nicht nur vom eigenen Handeln, sondern auch vom Handeln anderer abhängt.

*Reinhard Selten, 1994, Wirtschaftsnobelpreis für Leistungen auf dem Gebiet der Spieltheorie



Spieltheorie:

die besten „Ergebnisse“ sind mit einer Strategie zu erzielen, die

- vorrangig auf Kooperation setzt,
- im Falle einer Nicht-Kooperation des Partners/der Partnerin die Kooperation verweigert („wie du mir, so ich dir“), und
- immer wieder, in Abständen, neue Angebote zur Kooperation macht.



Spieltheorie:

Deutlich unterlegen sind Strategien, die drauf angelegt sind,

- den/die andere zu übervorteilen,
- nicht zu kooperieren oder aber
- sich blind-vertrauensvoll zu verhalten (sich nicht auf Kooperation als *gemeinsame Strategie* zu verständigen).



Bedienungsanleitung und Erfolgsfaktoren für gelingende Kooperationen



Kooperation

- benötigt Verständigungsprozesse;
- ist für alle Beteiligten mit Veränderungen verbunden;
- braucht zu Beginn einen zusätzlichen Aufwand von Ressourcen;
- braucht das Verständnis für unterschiedliche „Systemlogiken“;
- benötigt die Berücksichtigung und Akzeptanz der Unterschiede zwischen den beteiligten Kooperations-Einrichtungen.



Kooperation braucht nicht:

Freundschaft.*

*gegenseitige Sympathie schadet nicht



Gewinn:

Kooperation muss allen Beteiligten helfen,
ihre (Kern-) Aufgaben besser zu erfüllen.



1. Gegenseitige Akzeptanz und Respekt, Vertrauen in die Fachkompetenz und Wertschätzung

- Grundlage jeder Kooperation
- „Gemeinsames Handeln“ zwischen Institutionen muss eingeübt werden.

Prinzipien:

- den/die andere sehen und beachten;
- gemeinsame Aufmerksamkeit teilen;
- emotionale Resonanz zeigen;
- sich um Empathie bemühen.



Praxis:

- gegenseitige Vorbehalte ausräumen;
- sich über Haltungen und Inhalte verständigen – erst einrichtungsintern, dann gemeinsam;
- Bedingungen, die die Entwicklungen von Respekt und Vertrauen benötigen, aktiv schaffen.



2. Klare und eindeutig vereinbarte Ziele

- Klärung der Ziele und gewünschten Ergebnisse;
- Herausarbeiten und Vereinbaren der gemeinsamen Ziele für die Kooperation;
- Erwartungen und Zielvorstellungen vor Beginn der praktischen Zusammenarbeit so genau wie möglich formulieren;
- Einzelne Maßnahmen eindeutig festlegen.

Jede Kooperationspartnerin und jeder Kooperationspartner hat die gleichen Rechte und Pflichten.



Praxis:

- Definition der Zielgruppen;
- Entwicklung eines gemeinsamen Verständnisses bezogen auf die Praxis;
- Definition der Ziele auf der „Fallebene“.

Einigung auf den Minimalbedarf, der für das Aufwachsen von Kindern als erforderlich erachtet wird („Basiskriterien“).



EINSCHUB:

Verständnis für die die (komplexe) Thematik und die Situation der Mütter und Väter zu entwickeln heißt nicht, zu entschuldigen.

Verstehen heißt nicht, einverstanden zu sein.



3. Sichtbar-Machen des Nutzens von Kooperation

- Eigennutz ist erlaubt! – und macht das Kooperationsinteresse glaubwürdiger und langfristig tragfähig;
- alle Partnerinnen und Partner müssen gleichermaßen profitieren können;
- die relativ wenigen „Fälle“ bereiten häufig ausgesprochen große Probleme – klarer Nutzen: Probleme verringern!



4. Klare Definition und verbindliche Klärung von Ablauf und Zuständigkeit(en)

- Verbindliche Zuständigkeiten für einzelne Arbeitsschritte: wer, was, wann, wie und mit wem; - wenn nicht, was dann?
- Aufgaben und Kompetenzen müssen klar verteilt sein.



Praxis:

- Regelmäßige HelferInnenkonferenzen – auch ohne „negativen“ Anlass (alle beteiligten Fachkräfte zusammen mit den Betroffenen – geregelt in einem verbindlichen Ablaufplan);
- Verbindliche Festlegung der jeweiligen Prozess-Verantwortung;
- Transparenz schaffen über Ergebnisprotokolle für alle Beteiligten;
- Vereinbarte Ablaufpläne: mögliche Ausgangssituationen, Handlungsempfehlungen, Ziele der Intervention – für jede/n Kooperationspartnerin und -partner.



5. Verbindlichkeit und Kontinuität

- definierte Ansprechpartnerinnen und -partner in allen Institutionen;
- verlässliche Struktur: schriftliche Vereinbarungen mit Absprachen über Vorgehensweisen und Abläufe;
- alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter jeder Institution müssen die Kooperationsziele und –maßnahmen kennen, akzeptieren mit mittragen.
- alle Kooperationspartnerinnen und –partner müssen sich gleichermaßen für Kooperation engagieren (Personal, Zeit).



Praxis:

- Arbeit nach der Kooperationsvereinbarung ist fachlicher Standard;
- neue Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter werden entsprechend eingearbeitet;
- regelmäßiger interner und gemeinsamer Austausch über die Wirksamkeit der Kooperationsvereinbarung.



6. Gesetzliche Grundlagen einhalten

- Erforderliche Sorgfalt bezogen auf Datenschutz und Schweigepflicht einhalten;
- „man kennt sich“... - Fallen in kleinen Gemeinden, Städten...;



7. Entscheidung zur Kooperation ist Leitungsaufgabe!

- Entscheidung zur Kooperation muss eindeutig und verbindlich von Seiten des Trägers/der Leitung getroffen werden.



Praxis:

Strukturelle Rahmenbedingungen schaffen für

- die Betreuung der Zielgruppe(n) und
 - die Arbeitsbedingungen der Mitarbeitenden.
-
- Erstellung von Informationsmaterialien;
 - Qualifizierung der Mitarbeitenden;
 - Datenerfassung;
-
- Benennung und Unterstützung der für die Kooperation verantwortlichen Mitarbeitenden
 - Gewährleistung von Kontinuität.



Erfolgsfaktoren:

- Akzeptanz, Respekt, klare Ziele; definierte Rollen, Zuständigkeiten und Verbindlichkeiten; Kontinuität und Engagement.
- Kooperation muss systematisch erarbeitet, vorbereitet, ausgewertet und überprüft werden.
- Kooperationsbeziehungen jenseits akuter Krisensituationen entwickeln, pflegen und erproben.



„Abgucken“ und „Nachmachen“!

- innerhalb der Stadt Essen: ca. 25 beteiligte Institutionen/ Verbände;
- inzwischen mehr als 10-jährige Erfahrungen:

= es ist nicht nur möglich, in diesem Arbeitsfeld kooperativ zu arbeiten, sondern es lohnt sich auch!



Erfolge

- Transparenz bezogen auf Aufgaben und Zuständigkeiten;
- Vertrauensbildung und Aufgabenteilung erleichtert;
- „Missverständnisse“ werden früher erkannt;
- insgesamt größeres Gefühl der „Sicherheit“ bei allen Beteiligten:

= Auswirkungen auf Zielgruppen(n): größere Bereitschaft, Hilfen anzunehmen; Krisen werden eher aufgefangen und thematisiert.



Erfolge

- „HelferInnenkonferenzen“ helfen allen Beteiligten;
- Kooperation muss nicht mehr situativ „erfragt“ werden;
- den Zielgruppen kann eher die Angst vor der Kooperation der Hilfeinrichtungen genommen werden;
- Klärung gegenseitiger Erwartungshaltung führt zu besseren Ergebnissen für KlientInnen;
- größere Offenheit und Sicherheit der Mitarbeitenden;
- gemeinsame Entwicklung von Strategien führen zu besserer Erreichbarkeit (z.B. schwangere Frauen).



- Exemplarische Kooperationsvereinbarung:

<http://www.belladonna-essen.de/publikationen/fachartikel-berichte-broschueren/>

- Unterstützung und Begleitung bei der Entwicklung einer Kooperationsvereinbarung:

Landeskoordinationsstelle Frauen und Sucht NRW, BELLA DONNA, Tel: 0201.24 84 17-1/-2; E-Mail: info@belladonna-essen.de

- Internet Fachportal zum Thema „Mädchen, Frauen und Sucht“:

<https://www.belladonnaweb.de/>



Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!